

MATTHIAS HORX

Zukunft wagen

Über den klugen Umgang
mit dem Unvorhersehbaren

Deutsche Verlags-Anstalt

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © 2013 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Sven Siedenberg
Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller
Gesetzt aus der Dante
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-421-04444-0

www.dva.de

Inhalt

Im Keller meines Vaters	
Vorwort	7
1 Der apokalyptische Spießer	
Wie uns die Zukunft abhanden kam	17
2 Der Fahrstuhl-Effekt	
Warum die Welt durch Wohlstand immer schlechter wird	36
3 Wie ich in die Zukunft kam	
Die Utopien meiner Kindheit	58
4 Das magische Denken	
Wie nützliche Illusionen unsere Welt- und Zukunftsbilder prägen	65
5 Die Menschheitswette	
Warum uns die Knappheit nicht besiegen wird	87
6 Die Kunst des Zweifelns	
Wie wir die Welt mit neuen Augen betrachten können	117
7 Warum wir die Apokalypse lieben	
Über die Sehnsucht nach Weltrettung und Endzeit	141

8 In welcher Richtung liegt die Zukunft?	
Die fundamentalen Irrtümer der Futurologie	164
9 Wie zerbrechlich ist die Welt?	
Über die Wahrscheinlichkeit des Krieges und anderer Katastrophen	195
10 Das Morgenspiel	
Wie sich die Welt immer wieder neu erfindet	224
11 Vor dem Jupiter	
Unsere letzte Reise in die Zukunft	257
Pilze finden, nicht suchen	
Eine Danksagung	279
Anmerkungen	285
Personenregister	308

Im Keller meines Vaters

Vorwort

Die Treppe hinab

Als ich das erste Mal das Gefühl habe, mit der Zukunft könnte etwas nicht in Ordnung sein, befinde ich mich im Keller meines Vaters.

Wir schreiben das Jahr 1962. Ich wohne am Rand einer westdeutschen Großstadt, wo zwischen den neuen Autobahnkreuzen überschaubare Reihenhausgärten in endlose Zuckerrübenfelder übergehen. Ich bin ein eher dünner, nervöser Zweitklässler mit Hang zu Magenweh und Albträumen. Ich bin sieben Jahre alt.

Mein Vater zeigt mir im Licht einer nackten Glühbirne lange Reihen von Konservendosen, die sich bis an die Decke stapeln. Regalmeter weiße Bohnen in Tomatensoße, Ravioli, Ananas und Pfirsiche; und diesen wunderbaren Fruchtcocktail, bei dem man immer lustig streiten kann, wer die knallroten kandierte Kirschstücke essen darf, von denen sich maximal drei in jeder Dose befinden. Stapel mit Thunfisch- und Ölsardinenkonserven, Kartoffelsäcke, Reiskartons, regalweise Zuckerpakete, Dosenmilch sowie Türme von »Kommissbrot« in glänzenden Hülsen, die wie Artilleriegeschosse aussehen, ohne Etikett.

Der ganze Raum – er ist etwa vier mal vier Meter groß und vom Heizungskeller her durch eine schwere Eisentür zu betreten – ist mit Vorräten gefüllt, die für eine Ewigkeit reichen sollten.

Für die Ewigkeit nach dem Atomkrieg.

Es ist der Oktober 1962. Auf der anderen Seite des Planeten, vor der Küstenlinie von Kuba, stehen in diesem Moment amerikanische Kriegsschiffe kurz vor einer Konfrontation mit sowjetischen Kriegsschiffen. Die Welt befindet sich am Rande eines nuklearen Krieges.

Aber all das spielt in meinem kindlichen Gemüt keine Rolle. Was zählt, ist das Hier und Jetzt.

Ich kann heute noch den Geruch des Kellers in meinem Kopf simulieren. Ich rieche die genaue molekulare Zusammensetzung von Schimmel, Staub, die süßen Ausdünstungen des Milchpulvers, der Kartoffeln und Trockenobstbeutel.

Gerüche sind wie Zeitkapseln in unserem Innern. All diese Wunder, die uns umgeben – *der Klang der Jahreszeiten, das Lachen der geliebten Person, das tiefe Blau des Planeten, der Genuss eines langen Mahles, das Klingen der Stimmen über den Platz, der Geschmack der Luft am Meer* –, all das ist nichts als Geruch. Und dieser Geruch im Keller war auf eine atemraubende Weise verbindlich.

In meiner Erinnerung erscheint die Szene wie ein Moment höchster Klarheit. Die Konservenregale sind wie Barrikaden gegen den Unbill der Welt. Weit und breit keine bösen Jungs wie die, die mich ständig auf dem Weg zur Schule verprügeln wollten. Dieses Reich gehört nur uns allein, und ich teile mit meinem Vater ein Geheimnis. In der gedämpften Stille des Kellers öffnet er eine Dose Ölsardinen, mit einem Schweizer Taschenmesser, das er mit Bedacht und präzise handhabt. Er hat das gelernt. Im Krieg. Wir ziehen die glitschigen Tiere mit den Fingern aus dem Öl und bekleckern uns beim Essen. Wir lachen. Wir zwinkern uns zu: Mama hätte das nicht erlaubt. Ich spüre die durchsichtigen Knochen der Fische auf der Zunge. Obwohl ich als Siebenjähriger verstehen kann, was

»Krieg« bedeutet, gibt es nur ein einziges treffendes Wort für die Stimmung dort unten im Keller:

Geborgenheit.

Angst und Antizipation

Normalerweise schreiben Zukunftsforscher keine Autobiografien. Aber in diesem Buch werden immer wieder Szenen aus meinem persönlichen Leben auftauchen. Und das hat seine Gründe.

Dies ist ein Buch über den Umgang mit Angst. Über die Art und Weise, wie Angst ein Eigenleben führt. In uns selbst, der Kultur, der Gesellschaft, in unseren Zukunftsbildern. Angst ist in vieler Weise der Schlüssel zur Zukunft. Dass wir in unserem komplexen Gehirn Angst empfinden können – und nicht nur instinktive Furcht mit Fluchtinstinkt –, macht uns zu jenen antizipierenden Wesen, die Gefahren wittern, aber auch Visionen des Kommenden entwerfen und neue Möglichkeiten wahrnehmen können. Die Zukunftsmaschine in unserem Schädel, in der ständig Antizipation stattfindet, ist das entscheidende Unterscheidungsmerkmal des Menschen zum Tier. Angst kann uns inspirieren und stimulieren, wenn sie in der richtigen Dosis unseren Verstand und die Sinne aktiviert. Angst kann uns aber auch zu falschen Schlüssen führen, und, auf der Ebene des Kollektivs, zu schrecklichen Taten.

Angst kann man nicht beschreiben, ohne sich selbst einzubeziehen. Es mag eitel sein, über sich selbst zu sprechen. Aber noch eitler wäre es, die eigenen Anteile zu verschweigen.

Jean-Luc Picard, mein liebster Raumschiffkommandant der Enterprise, ist ein ebenso sturer wie mutiger Mann. Als die Borg, diese gruselige Maschinenrasse (Widerstand ist zweck-

los, Sie werden assimiliert!), sein Raumschiff endgültig entern und der Kampf verloren ist, weigert er sich lange, die Realität anzuerkennen. Aus lauter Trotz trifft er falsche Entscheidungen, setzt das Leben seiner Crew aufs Spiel, agiert bockig und jähzornig. Dann aber gelingt es ihm, sich der Angst zu stellen, und schickt seine Mannschaft in die Rettungskapseln. In einem Interview sagte der Jean-Luc-Picard-Darsteller:

»Angst zu überwinden ist für mich wahrscheinlich die wichtigste Aufgabe im Leben. Frei von Angst zu sein, das ist mein größter Traum. Furcht ist das Feuer, das all die politischen Krisen auf der ganzen Welt schürt. Angst ist die Basis für Hass, Irrsinn und Rücksichtslosigkeit. Solange es uns nicht gelingt, die Furcht aus unserem Leben zu verbannen, die Furcht vor dem Fremden, dem Unverständlichen, Unbekannten, werden wir das Chaos in der Welt nicht beseitigen können.«¹

Das Pult

Im selben Kellerraum – die Konserven hatten wir die ganzen sechziger Jahre über aufgegessen – fand ich drei Jahrzehnte später, beim Aufräumen nach dem Tod meines Vaters, in einer von Umzugskartons und Matratzen verstellten Ecke, ein seltsames Artefakt. Ein Ding aus einer anderen Welt.

Das Kontrollpult meines Vaters.

Ein etwa eineinhalb mal ein Meter großer Kubus aus Sperrholz, mit einer nach oben verlängerten Rückwand. Über die ganze Oberfläche verteilt, befanden sich endlose Reihen von Schaltern, rote, blaue und weiße Lämpchen, Kurbeln, Zeiger, Skalen. Im Inneren der Kiste steckten faustgroße Kupferspulen, schwere Transformatoren und Relais, durchzogen von dicken Kabelbäumen, die aussahen wie Eingeweide oder Nervengeflechte eines Tieres. Von außen erinnerte es an ein

Schaltpult im Kontrollraum von Tschernobyl. Oder an eine dieser Raumschiffkonsolen aus der Urzeit des Fernsehens.

Auch den Geruch dieses Pultes kann ich bis heute präzise aus meinen olfaktorischen Speichern abrufen. Es verströmte den intensiven Plastikklebstoff-Duft eines Zeitalters, in dem man sich um Umweltbelastungen noch nicht kümmerte. Zudem roch das Pult stark nach oxidiertem Metall. Zusammen ergab das so etwas wie technischen Weihrauch.

Vier Möbelpacker renkten sich beim Versuch, das Gerät aus dem Keller zu wuchten, fast das Kreuz aus.

Mein Vater war ein passionierter Bastler. Ein deutscher Ingenieur. Nach dem Ende des Krieges – von seinen Lebenserfahrungen soll später noch die Rede sein – ging er ins geteilte Berlin, wo er Elektrotechnik studierte und den ersten vollautomatischen Haushalt Deutschlands erfand (ich habe dieses Projekt in meinem Buch »Technolution« beschrieben).² Mit diesem Steuerpult konnte mein Vater eine riesige Modelleisenbahn steuern, eine Anlage, die im Laufe meiner Kindheit immer wieder um- und weitergebaut wurde, zum Entsetzen oder auch manchmal Amüsement meiner Mutter.

Ich sehe diese glitzernde Miniaturlandschaft heute noch vor mir, wie in einem absonderlichen Traum. Mit ihren erleuchteten Häuserzeilen und Berghängen aus Pappmaschee, auf denen putzige Plastikbaumwälder wucherten. Aus den Lokomotiven quollen sogar kleine Rauchwölkchen. Ich durfte nichts berühren, nichts verändern, während die langen Züge in konzentrischen Kreisen über Rampen und Brücken, durch Bahnhöfe und Tunnel fuhren, leise rasselnd und mechanisch klickend. Nur eine rote Zugfahrermütze durfte ich aufsetzen. Und manchmal in eine Trillerpfeife pusten, während mein Vater mit einer kalten Tabakpfeife im Mund an seinem Pult saß und alles unter Kontrolle hatte.

Ich habe lange gebraucht, um die Chiffren dieses Kellers zu entschlüsseln. Es geht darum, wie wir das ganze Leben versuchen, ein immer perfekteres Kontrollpult zu bauen. Und daran scheitern müssen.

Der Keller meines Vaters hat aber auch noch andere, geradezu monströse Fragen aufgeworfen. Warum mussten wir diesen Keller niemals nutzen? War es reiner Zufall, dass es nicht zu einem Atomkrieg kam? Und was wäre passiert, wenn wir ihn hätten nutzen müssen?

Ist so etwas überhaupt vorstellbar?

Und auf welche Weise liegen Angst und Geborgenheit, Glück und Untergang, so nah zusammen?

Der Blick des Vergangenen auf das Morgen

In diesem Buch begründe ich den »Futurismus« aus einem anderen Blickwinkel. Es geht nicht in erster Linie darum, nach vorne zu schauen. Es geht darum, wie wir auf uns zurück-schauen, wenn wir nach vorne blicken. Wir wollen uns mit der Zukunft beschäftigen, damit wir uns selber besser kennenlernen. Zukunft ist wie ein Spiegel, in dem wir das »Humanum« besser erkennen können.

»Voraussagen sind aus demselben Grunde schwierig wie sie wichtig sind: Sie werden dort gemacht, wo sich subjektive und objektive Realität überschneiden.«

So formulierte es der amerikanische Statistiker Nate Silver, der 2012 die Wahlergebnisse von US-Präsident Barack Obama exakt vorausberechnete und damit zum *shooting star* der neuen, datenbasierten Zukunftsforschung wurde.

Dies ist, ja doch, ein Buch über die Zukunft. Aber nicht über Zukunftsprognosen, wie sie in jeder Hochglanzbroschüre zu finden sind. Es geht nicht um Visionen von Siedlungen

auf dem Mars, automatische Autos oder Cyberbrillen, die wir uns aufsetzen, um die Alltagswelt virtuell aufzurüsten. Es geht auch nicht – jedenfalls nicht in erster Linie – um die gesellschaftliche Zukunft, deren Erforschung ich mein Leben gewidmet habe.

Es geht um die Zukunft *in uns*.

Jedes Mal, wenn wir an das Morgen denken, machen wir eine komplexe Kalkulation. Wir messen und bewerten die Trends. Wir scannen und filtern das, was wir über die Welt zu wissen glauben, was sich einerseits in unserem Inneren an Erfahrungswissen abgelagert hat und was wir andererseits durch Medien und unsere sozialen Netzwerke in Erfahrung bringen. Aus all dem formen wir ein inneres Modell. So wie ein gigantisches Eisenbahnmodell, auf dem die Züge der Angst, der Erwartung, der Hoffnung hin- und herfahren.

Wie wir diese mentalen Modelle bauen, und wie wir dabei irren – darum soll es in diesem Buch gehen. Welche archaischen, unbewussten Bilder nutzen wir? Wie beeinflussen Gefühle, Ängste, Hoffnungen und kulturelle Prägungen unsere Zukunftsbilder? Und wie speisen sich diese Morgenbilder wiederum rekursiv in den realen Zukunftsprozess ein?

Wie beeinflussen unsere Vorstellungen von der Zukunft die Zukunft selbst?

Daniel Kahneman, israelisch-amerikanischer Nobelpreisträger und Autor des Buches »Schnelles Denken, Langsames Denken«, formulierte:

»Wir sehen die Zukunft als vorweggenommene Erinnerungen.«

Ein schwer verständlicher, aber zentraler Satz: Wir prozessieren Zukunft in unserem Bewusstsein immer aufgrund von Erinnerungen, die wir »nach vorne« projizieren. Wir schauen immer mit dem Blick des Vergangenen auf das Morgen. Aber

selbst das, was wir für das »sicher Vergangene« halten – Erinnerungen –, fälschen wir. Es ist also ein Irrtum, zu glauben, dass die Vergangenheit, anders als die Zukunft, sicher ist, weil sie ja schon passiert ist. Die Vergangenheit ist genauso ein Vermutungs- und Interpretationsraum wie die Zukunft.

Dies ist also ein Buch über den Irrtum. Über meine Irrtümer als Zukunftsforscher. Über Ihre Irrtümer, wenn Sie sich darauf einlassen, mit mir die Kunst des Zweifelns zu üben. Aber keine Angst. Es geht nicht darum, jemanden vorzuführen. »Illusionen«, so der deutsche Kognitionsforscher Gerd Gigerenzer, »sind notwendige Konsequenzen von Intelligenz«. ³ Wenn wir tatsächlich gemeinsam die Zukunft besser verstehen wollen, müssen wir jedoch mehr über unsere »future bias« (»Zukunftsverzerrung«) lernen – über die Verzerrungen unserer Weltwahrnehmung und die evolutionären Ursachen unserer tiefsten, archaischen Gefühle.

Evolutionärer Humanismus

Vor zweieinhalbtausend Jahren formulierte der griechische Philosoph Platon die vier Grundfragen der Philosophie:

- »Was können wir wissen?
- Was sollen wir tun?
- Was dürfen wir hoffen?
- Was ist der Mensch?«

Die letzte Frage – was ist der Mensch? – können wir heute mit den neuen Erkenntnissen der Kognitionsforschung und der evolutionären Psychologie, der Neurologie und der Soziobiologie besser entschlüsseln. Auch den beiden ersten Zeilen von Platons Fragekanon lassen sich neue Erkenntnisse abgewinnen – mithilfe der System- und Komplexitätsanalyse, der Spieltheorie, der Netzwerktheorie, der Soziokybernetik und

anderer Disziplinen, die uns in der »integrierten Zukunftsforschung«, die alle diese Disziplinen zusammenbringen möchte, schon seit Jahren beschäftigen.

Im Fokus dieses Buches steht jedoch die dritte Frage: Was dürfen wir hoffen? Ist die Welt wirklich so unsicher, prekär, verderbt, wie man es uns in der medialen Dauererregung weismachen möchte? Steuern wir tatsächlich unentwegt auf den Abgrund zu und sind morgen schon ein Stück weiter? Ist unsere Welt wirklich zum Untergang verurteilt, weil wir uns als »Schmarotzer an der Natur« betätigen?

Die Antwort, die ich in diesem Buch zu geben versuche, lässt sich unter dem Topos »evolutionärer Humanismus« zusammenfassen. Dieser Begriff, den Julian Huxley, der erste Generaldirektor der UNESCO in den sechziger Jahren erfand, meint eine Haltung zur Welt, die die Wirklichkeit nicht mehr ständig denunzieren muss, um die Angst zu bewältigen; die Wandel bejahen kann, ohne seine Schwierigkeit zu leugnen; die Mensch und Natur, aber auch Mensch und Technologie in ein neues, rekursives Verhältnis setzen möchte. ⁴

»Evolutionärer Humanismus unterscheidet sich von seinen traditionellen Vorgängern darin, dass er die zahlreichen neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse (*inklusive der damit verbundenen fundamentalen Kränkungen*) produktiv verarbeitet.« ⁵

Die fundamentalen Kränkungen, die das menschliche Leben prägen, lassen sich nicht abschaffen, auch in einem futurologischen Nirwana nicht. Das Morgen entsteht nicht in der Verwirklichung eines utopischen Ideals oder einer Abschaffung aller Nöte, sondern in steten Wechselwirkungen. Zwischen dem »Humanum« und der Natur, zwischen der »Anthroposphäre« und dem »Technium«, zwischen Geist und Welt. Erst wenn wir diese Wechselwirkungen besser verstehen, können wir wahrhaftig aufbrechen.

Es geht um die Vermutung, dass die Welt noch jung ist, und wir erst am Anfang stehen. Dass wir die Angst nicht endgültig überwinden, aber aushalten lernen können. Wir können sie lächelnd bei der Hand nehmen und hinausgehen. Wir können die Kellertür öffnen. Wir können Zukunft wagen.